

Voll Sehnsucht rühete ich den Klöppel an, Da gab die Glocke wunderbaren Laut, So zart, daß mich ein Jittern über- rann.

Ehre und Glück.

Novellette von Marie Stahl.

Komtesse Viane hatte auf dem Früh- stückstisch einen Brief vorgefunden, bei dessen Lektüre sie ihr Vater, der Mi- nisterpräsident Graf Redwitz über- raschte.

„Papa, das ist gegen die Verabre- dung,“ rief sie ihm schmolend entge- gen. „Ich habe dir gesagt, daß ich diesen Winter noch frei bleiben will! Winzleben konnte bis Ende der Sai- son warten! Nun überfällt er mich mit dieser Erklärung und will heut' Abend beim Rotillon das Ja-Wort von mir holen. Ich tanze aber den Rotil- lon gar nicht mit ihm, ich habe ihn längst Herrn von Eichmart verspro- chen.“

„Mit dem jungen Eichmart?“ „Ja, Papa, heut' will ich mich noch einmal amüßigen.“ „Geht das auch nicht mit Winzle- ben?“

„D nein, du lieber, dummer Papa! Winzleben ist doch nur zum heirathen, da hört natürlich das Vergnügen auf.“ „Du Krabbe mit deiner achtzehn- jährigen Lebensweisheit! Da muß ich allerdings die Segel streichen! Aber sag mal, wenn du nun Eichmart heira- then könntest, würde da auch das Vergnügen aufhören?“

„Mais c'est impossible! Himmli- scher Papa, ich kann doch keine kleine Gutsbesitzerin werden! Ja, wenn Eichmart in Winzlebens Stelle wäre — das wäre reizend! Aber du hast doch selbst gesagt, daß er nie Karriere machen wird.“

„Nein, nein, wenn ich nicht will. Und ich wollte nicht bis jetzt.“ „Er gehört doch nicht zur Regie- rungsparthei — was ist da zu ma- chen?“

„Alles. Glaubst du, daß er nicht zu haben wäre, wenn ich will.“ „Nein Papa, du kennst ihn nicht. Er ist nicht wie die anderen. Sonst — ja, sonst hätte ich dich längst ge- beten, etwas aus ihm zu machen. Er gefällt mir so gut — ach, Herzens- papa — so sehr gut! So viel besser als Winzleben!“

„Du hast keinen schlechten Ge- schmack, Kleines. Ich muß sagen, wenn ich ein junges Mädchen wäre, würde ich sogar lieber einen Eichmart auf seinem kleinen Kratzen heirathen als einen Winzleben mit seinen Orden, Titeln und Majoraten. Aber du bist doch ein schrecklich verwöhntes Prinzchen.“

Redwitz streichelte zärtlich den dunklen Scheitel seines einzigen Kin- des. Die tiefe Liebe in seinem Blick war von einem Bedauern überschattet.

„Papa, Herr von Eichmart hat mir gesagt, seine Frau müßte einmal selbst die Haushaltungsbücher führen, sie müßte eine tüchtige Landwirtin sein und Kochen, baden, waschen, ja — selbst Schweine mästen und Feder- viehzucht verstehen! — Nein, so leid es mir thut, da heirathe ich lieber Winzleben!“

„Hm, hm,“ machte Redwitz und sah seine Tochter nachdenklich an.

Schade! es war doch wohl nicht die rechte Erziehung! Er hatte sein Herz- blatt vergittert und verjogen! Sie war doch ein gottbegnadetes Geschöpf, aber nun fehlte es am Charakter. Sie wird die typische große Dame werden mit dem unnützen Genußleben.

Er, der Mann der harten, eisernen Arbeitsenergie, hatte so ungeheuren Respekt vor Charakter, aber er stand auf einsamer Höhe und langsam war die Menschenachtung gewesen mit seiner steigenden Macht. Heute zum erstenmal fühlte er, daß auch sein Kind, sein Liebstes, versage. Bis jetzt hatten ihn ihre Launen und Thorheiten entzückt — in dieser Schick- salsstunde aber hätte sie sich bewähren müssen! Wie hätte er sich gegreut, wenn sie den Muth gefunden, ihm zu sagen: ich will lieber mit Eichmart im Schweife meines Angeichts arbeiten, als das Leben genießen!

Nun sagte er ihr, sie solle sich nicht überlegen, er wüßte nichts weiter, als sie glücklich zu machen. Wenn sie Eichmart vorzöge, solle sie ihn haben, er würde etwas aus ihm machen, denn das Zeug habe er in hohem Maße. Viane blieb nachdenklich.

„Es wird vergeblich sein, Papa. Er wird seinen Standpunkt nie ändern.“ Redwitz lächelte überlegen.

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

„Kind, das wäre der erste. Sie haben alle ihren Preis.“ „Glaubst du wirklich, Papa? Ach, es wäre zu himmlisch! Nicht wahr, dann verhilfst du ihm zu Stellung und Reichthum und dann heirathe ich ihn! Einziger, lieber Papa, es wäre zu schön!“

Wie süß sie schmeicheln konnte! Er erwiderte ihre Liebesfugungen und küßte sie in die Hand, sie glücklich zu machen, aber er ging von ihr einsamer und herzensärmer denn je.

Seit einer halben Stunde war Achim von Eichmart ein gemachter Mann.

Graf Redwitz, der allmächtige Mann, war mit den durch den Ballsaal auf ihn zugegangen, und als er be- scheiden zurücktreten wollte, um ihm Platz zu machen, hatte er ihm lä- chelnd die Hand auf den Arm gelegt.

„Ich bitte Sie, Herr von Eich- mart.“ Rechts und links wich alles ehrerbietig zurück. Eichmart verneigte sich tief.

„Habe Ihre Broschüre gelesen — sie ist ein kleines Meisterstück. Hat mir imponirt, thatsächlich imponirt. Es ist jedoch nicht der Ort hier, näher darauf einzugehen. Kommen Sie morgen zwischen zehn und elf Uhr zu mir in mein Privatcabinett — Mini- sterium des Innern — ich werde mich freuen, einen ungehörten Meinungs- austausch mit Ihnen zu haben.“

Und mit gnädigem Handschütteln war der junge Mann entlassen.

Es stieg ihm fast wie ein Rausch zu Kopf.

Diese Broschüre, die er selbst für den Leichenstein seiner Karriere ge- halten, hatte also dennoch ihre Wirkung nicht verfehlt? Wenn Redwitz sich durch sie beeinflussen ließ, dann war sein kühnster Traum erfüllt. Dann war er aus seiner Unbedeutendheit denn zugesellt, die Kulturgeschichte ma- chen — er hatte eine Zukunft! Stel- lung, Ruhm, Gold, Macht — blendende Visionen tauchten vor ihm auf.

Und in dem Sonnennebel, der vor seinen Augen schwamm, schwebte die Glücksgöttin in holder Mädchengestalt. Die hatte einen dunklen Locken- topf und trug einen Brautkranz aus dem Schmelz.

Die Glückwünsche, mit denen sich gute Bekannte jetzt von allen Seiten an ihn drängten, brachten ihn auf den Erdboden zurück. Leute, die ihn sonst kaum kannten, behandelten ihn pöblich mit Wohlwollen der Vertraulichkeit. Würdenträger mit hohen Orden sprachen ihn gönnerhaft an und jeder wollte ihm schon anderswo und ir- gendwann eine Zukunft prophezeit ha- ben.

Es schien ihm später alles wie ein wunderbarer Traum — und es war etwas dabei, das hatte mit irdischer Wirklichkeit gar nichts mehr zu thun. Im anstößenden Wintergarten war's gewesen.

Um ihn her gedämpftes, mattblaues Licht wie Mondschein — feuchtschwere Farben- und Palmenwedel, aus denen Büschel weißer Kannakelche ge- schießhaft leuchteten. Von fern, aus dem Ballsaal sangen die Geigen einen be- zehrenden Walzer herüber und ganz in der Nähe das leise, schlaftrüge Pläts- chern der Fontäne.

Und da — hinter den Farben — ein Anisieren von seidenem Gewand — ein Kuschen und Klüffern — eine weiche, schmale Gestalt in seinen Armen und ein dunkles Lodenhaup in seiner Brust. Ein paar heiße, zuckende Lippen auf den seinen, ein trunkenes Stimmeln — und die holde Vision verschwand.

Er war wieder allein mit den stil- len, weißen Kannablumen und der übergroßen Last seines Glückes.

Nach vierundzwanzig Stunden war der ganze Traum zerronnen. Er war und blieb der unbedeutende Mann ohne Zukunft, der seine Augen nicht erheben durfte zu der Tochter des Mächtigen im Staat.

Die Audienz bei Redwitz hatte jede Zukunft vernichtet.

Es war scheinbar so wenig, was der Minister von ihm für seine Pro- tektion verlangte, und doch bedeutete es einen Widerruf seiner innersten Ueberzeugung, eine Treulosigkeit gegen sich selbst.

Die lange, lange Winternacht kämpfte er mit sich. Er wollte und mußte eine Hintertür finden, durch die er seine Ehre und Selbstachtung mit hineinretten konnte in den Hafen des Glückes.

Er fand keine.

Alle Wasser der Seelenangst gingen

über seine Seele, verzweifelt lehnte er sich auf gegen den Verzicht.

Es blieb ihm nichts als die Wahl zwischen Ehre und Glück.

Gegen Morgen schrieb er sein Ent- lassungsgeheuch.

Die Antwort des Ministers war eine Einladung in sein Palais.

Dort, unter vier Augen, im Aller- heiligsten seines Arbeitscabinetts, zeigte er ihm noch einmal die Zukunft im Sonnenlicht des Erfolges.

„Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ Klang es dem jungen Mann im Ohr.

Er blieb fest. Er dachte an seine todt Mutter. „Junge, mach mir Ehre!“ mit diesem Wort hatte sie ihn erjogen, einfach und pflichttreu.

Als der Minister ihm die Hand zum Abschied reichte, war ein seltsames Leuchten in seinem Blick.

„Sie nehmen mir viel und geben mir alles mit ihrem Verzicht, Sie geben mir den Glauben an unsere Zu- kunft zurück und damit an die Zukunft des Reichs,“ sagte er mit einem weichen Klang in der Stimme.

Achim von Eichmart ging wie be- täubt, er hatte den Sinn dieser Worte kaum erfasst. Er wußte nur, daß er jetzt fortging aus der Welt, in der die große, ruhmvolle Arbeit mit dem klingenden Erfolg gethan wird, daß er hinabstieg von den Höhen des Le- bens in das stille, dunkle Thal der Unscheinbarkeit, wo man sich müht im Schweige seines Angeichts ohne Lor- beeren zu ernten, ohne Rosen zu pflücken von den Dornen.

Und er wußte, daß er allein gehen mußte. Sie blieb oben auf den Sonnenhöfen.

Er mußte seinen Mannesmuth zu- sammennehmen, um aufrecht zu blei- ben, um vorwärts zu gehen, ohne um- zurehren, durch die glänzenden Ge- wässer, durch die hallenden Korri- dore, die breite Marmortreppe hinun- ter, an automatenhaften Laternen vor- bei, vorbei an der speerwährenden Amazone von Tuillon im Vestibül.

Und er dachte: Ach, daß der eherner Speer ihn treffen und aller Qual ein Ende machen möchte!

Der Portier trat eben aus seiner Loge, um das Portal zu öffnen — da ein seltsamer Laut oben von der Gal- lerie. — rief da nicht jemand seine Namen? Jetzt ein Rauschen wie fliegendes Frauengewand, ein leichter, eifriger Schritt — eine helle Gestalt läuft, springt, stürzt die große Treppe herunter — alle Laternen springen zur Seite — jetzt steht sie vor ihm, ringt nach Athem, faßt außer sich mit beiden Händen nach sei- nem Arm, und leuchtend, fliegend stü- rzend's ihm ins Ohr:

„Geh nicht — geh nicht von uns — bleib, du mußt bleiben!“

Ihm schwindelt. Er sieht Herzens- angst in den großen, brennenden Mäd- chenaugen und sieht den lieben Mund, den er geküßt, von verhaltenem Wei- nen zuden.

Er berührt den Portier und die La- ternen, er weiß nicht mehr, daß er in dem Vestibül fast wie auf der Stra- ße steht. Er zieht die bebende Gestalt in seine Arme, streichelt sanft den dun- klen Scheitel und sagt leise:

„Geh nicht! Ich muß gehen! Ich kann nicht bleiben und ehelos wer- den.“

„Dann geh ich mit dir! Wo du hingehst, da geh ich auch hin — ich bleibe nicht ohne dich!“

Sie hat es laut, fast jauchzend ge- rufen und mit einem Jubelruf reißt er sie an sein Herz.

Graf Redwitz, der seiner Tochter gefolgt war, hatte von der Gallerie die Scene beobachtet.

„Gott sei Dank! Sie ist doch meine Tochter!“ sagte er mit einem strah- lenden Lächeln.

Der Unglückshut.

Humoreske von Marius, Deutsch von A. Friedheim.

Reinhold Bolder kam nach Haus zurück und war etwas erschauert, daß seine Frau ihn bereits in der geöffne- ten Thüre erwartete.

Sie rief ihm ein vernünftiges „End- lich!“ zu, das ihn gleichfalls sehr über- raschte und ihn unwillkürlich an die Zeit der Flitterwochen erinnerte.

So lange waren die nun zwar noch nicht vorüber. Drei Jahre höchstens, und die Ehegatten hatten sich noch sehr lieb, wollten sich auch immer lieb ha- ben... der Weg zur Hölle ist ja mit guten Vorläufen gepflastert! Aber nichtsdestoweniger hatte die gnädige Frau doch gelernt, nicht mehr voller Ungebuld, sondern mit aller Seelen- ruhe auf die Rückkehr des Gatten aus dem Bureau zu warten.

So war es denn auch nur sehr natü- rlich, daß Reinhold Bolder auf die-

sen ungewöhnlichen Empfang mit der Frage quittierte:

„Was ist denn passiert?“

„Was Gutes!“

„Dir auch?“

„Wieso mir auch? Hast Du mit denn auch was Gutes mitzubringen?“

„Ja wohl. Der Herr des Hauses bringt eine gute Nachricht mit: im Bureau gibts einen Wechsel unter den Beamten. Der Abtheilungschef, der unausstehliche Virbilo, hat seinen Ab- schied und an seine Stelle tritt Herr Alexander Pech...“

Frau Bolder lacht beim Hören die- ses Namens belustigt auf. Aber Herr Bolder ersticht dieses Lachen in den ersten Anfängen, indem er gemessen sagt:

„Pech, oder ein anderer Name, das ist doch ganz gleich... es gibt noch viel schlimmere Namen.“

Reinhold ist fest überzeugt, daß Herr Pech — er kennt ihn übrigens noch gar nicht — ein kluger, symp- pathischer Mensch ist, der seine Unter- gebenen rücksichtsvoll behandelt, wäh- rend Virbilo namentlich in letzterer Beziehung Bolder reichliche Beweise vom Gegenteile geliefert hat. Frau Bolder umhüllt sich doch noch erinnern, was der widerliche Mensch alles aus- getollt hat, um ihm, Reinhold Bol- der, beim Aufreiden Steine in den Weg zu werfen.

„Und glaubst Du, daß Dein neuer Chef...?“

„Mich zum Bureau-Vorsteher er- nennen wird? Ja! Das glaube ich! Nun, und was hast Du zu berichten?“

„Ich kann Dich mit zwei Theater- billetts überraschen, die uns Durlits zu heute Abend geschickt haben...“

„Darum bist Du wohl so in vollem Auf! Ganz fertig!... Und die Suppe steht schon auf dem Tisch, während sonst...“

Falls ein männliches Wesen sagt, daß eine Frau „ganz fertig“ ist, wenn sie noch ihren Hut aufzusetzen hat, so ist das eine Naivität, deren eben nur ein Mann fähig ist!

Frau Bolder befreite sich mit ihrem Dessert denn auch so, daß sie es be- reits verzehrt hatte, als Reinhold erst damit begann, und verschwand in ih- rem Zimmer.

Herr Bolder hatte auch noch alle Zeit, in voller Behaglichkeit eine Zi- garette zu rauchen und dabei die Abend- zeitung zu lesen. Da erst kam Frau Bolder zurück.

Ein Schatten glitt über Reinholds Gesicht, und mit ganz veränderter Stimme, die eigenthümlich, wie von Angst durchzittert, klang, fragte er:

„Willst Du denn mit dem Hut ins Theater?“

„Und warum etwa nicht, wenn's beliebt?“

„Aber, liebste Gertrud, das Ge- bäude, was Du da auf dem Kopf hast, muß schon an und für sich auffallen... und nun jetzt gar, wo alle Zeitun- gen darüber schreiben, wäre es doch geradezu eine Thorheit, wenn...“

„Die Zeitungen beschäftigen sich mit meinem Hut?“

„Mit ihm und anderen feinesglei- chen. Die Hutfrage ist jetzt an der Tagesordnung... Theaterhüte und solche, die nicht Theaterhüte sind. Leute, die sonst vielleicht nur still- schweigend die Achseln zucken, werden durch die Zeitungspolemik ermutigt und sagen sehr ungenirt ihre Meinung... und sie haben auch Recht!“

„Deine Artikel und die arroganten Menschen sind mir höchst gleichgültig... nicht soviel mache ich mir draus“ — und Frau Gertrud schnippte mit den feinen Fingern in die Luft. „So... Kommt Du jetzt?“

Es blieb Herr Bolder also gar nichts weiter übrig, als sich zu be- scheiden. Er zog seinen Paletot an und war im Begriff, seinen gewöhn- lichen Stod, den mit der umgebogenen Krüde, zu nehmen, als er ihn wieder hinstellte.

„Nein, den nicht,“ sagte Herr Bol- der, „ich will lieber den spanischen Hochstod nehmen... der kann mir bessere Dienste leisten, wenn's sich um eine eventuelle Züchtigung handelt.“

Kaum hatten die Gatten die ihnen angewiesenen Plätze eingenommen, als sich hinter Gertrud ein leises Mur- ren vernehmen ließ.

Sie that, als wenn sie es nicht hörte.

Das Murren wurde lauter.

Da wandte sie den Kopf ein wenig, und ihre Augen begegneten den jor- nsprießenden eines dicken, tahtlöppigen Herrn.

Frau Bolder quittirte den jor- nsprießenden Blick mit einem verächt- lichen. Dann wandte sie sich rasch um, neigte sich direkt zu ihrem Mann, sodas ihre Schulter an seiner lehnte, und flüsterte ihm eine Zärtlichkeit zu.

Dieser Liebesbeweis ging Reinhold zu Herzen, und er lächelte seiner jun- gen Frau zärtlich zu.

Dann aber war es ihm gleich da- rauf, als wenn er hinter sich wie laum unterdrücktes Murren hörte. Reinhold Bolder horchte besorgt danach hin.

Im selben Moment lehnte Gertrud wieder an seiner Schulter und flüs- terte:

„Oh, sieh doch, Reinhold, wie das Paar auf der Bühne sich liebt... ge- rade wie wir...“

Reinhold fühlte den warmen Athem seiner Frau, der wie eine Liebesfugung seine Wangen streifte, und vergaß da- rauf auf das verdächtige Geräusch zu lauschen.

Der Akt war zu Ende, und um seine junge Frau für ihre Zärtlichkei- ten zu belohnen, bot der Chemann seiner Gattin galant an, mit ihm ins Foyer zu gehen und eine Erfrischung zu sich zu nehmen: er wußte, wie Ger- trud das liebte.

Aber heute Abend zog Frau Ger- trud es vor, an ihrem Platz zu bleiben.

„Vielleicht im nächsten Zwischen- akt,“ meinte sie... aber geh' Du doch jetzt... ja, ja gewiß! Geh' nur und trinke ein Glas Bier... Du bist doch herzlich durstig.“

„Und Herr Bolder, den soviel Für- sorge der Gattin ordentlich rührt, ver- läßt den Rang.“

Kaum hat sich die kleine Logenthür hinter ihm geschlossen, da wendet sich Frau Gertrud sehr energisch um und spricht den dicken, alten Herrn höchst kategorisch an:

„Sagen Sie mal, mein Herr, wol- len Sie vielleicht den ganzen Abend Ihre Bemerkungen über meinen Hut machen... ich habe sie wohl gehört... wenn mein Hut Sie genirt, so thut mir das ja leid... aber ich kann nichts dafür... mein Mann hat bis jetzt glücklicherweise nichts gehört, aber es dürfte für Sie sehr unange- nehm ablaufen, wenn der Fall ein- tritt...“

Der dicke, tahtlöppige Herr ist zu- erst ganz sprachlos, dann weicht die Ueberlassung, so abgezogen zu wer- den, dem Jor. Sein hochrothes Ge- sicht spielt ins Violette über, und ohne jede Rücksicht, die man dem zarten Geschlecht schuldig ist, sagt er über- zeugungsvoll:

„Das ist aber wirklich eine Drei- stigkeit!“

Und gerade in dem Moment er- scheint Reinhold Bolder, den es treibt, wieder neben seinem lieben, kleinen Frauchen zu sitzen.

„Mein Herr! Was unterstehen Sie sich gegen meine Frau...“

„Mein Herr! Ihre Frau hat sich unterstanden...“

Die Stimmen der beiden Herren sind laut und kräftig. Die Umstehen- den horchen auf, lachen. Gertrud ist ganz blaß geworden und flammelt abwechselnd:

„Mein Herr... Reinhold, ich bitte Dich... mein Herr, entschuldigen Sie doch...“

„Wir wollen uns draußen des Wei- teren auseinandersetzen, mein Herr.“

Gertrud ist, ganz aufgereizt vor Angst und Erregung, den beiden ge- folgt.

„Mein Herr, Ihre Frau...“

„Ich verbiete Ihnen, etwas über meine Frau zu sagen...“

„Ich werde mir von einem Patron wie Sie es sind, gar nichts verbieten lassen... Oh!“

Der Stod, das biegsame Rohrstöck- chen, hat seine Aufgabe nur zu gut erfüllt... ein weißer Streifen zieht sich quer über die dunkelrothe Wangen des dicken Herrn.

Es entsetzt ein Höllenlärm, wach- habende Schulleute kommen herbei, und Gertrud folgt weinend dem Paar; Reinhold Bolder, der außer sich ist, und der dicke, tahtlöppige Herr, der vollständig tobt. Beide müssen mit auf die Wache.

Dem Beamten kommt die Sache spahhaft vor... 's ist ja auch zum Lachen, daß um den Hut einer Dame losgeschlagen wird... er macht eine kleine anzügliche Bemerkung über die Vorliebe für große Hüte, die die Gnä- dige hat, und versucht die Gegner zum Einlenken zu bringen.

„Mein Herr,“ erklärte Reinhold Bolder würdevoll, „ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung... hier ist meine Karte und Adresse.“

„Weshalb sollen wir uns scheiden? Nein, ich klage in aller Form gegen Sie, Herr... Mit Ihrer Karte habe ich gar nichts zu schaffen. Herr Wacht- meister, bitte, schreiben Sie wie ich dit- tire.“

„Alexander Pech, Abtheilungschef im Ministerium der...“

Ein Schredensschrei unterbrach den Sprechenden.

Frau Gertrud Bolder hatte ihn ausgestoßen und lehnte nun, mit einer

Dhnmacht kämpfend, in den Armen ihres Gatten... die breiten Ränder des Unglückshutes wurden dabei zu- sammengeklappt wie die mattgeworde- nen Flügel eines Vogels...“

Wie wieder hat Frau Gertrud Bol- der den Unglückshut aufgesetzt. Frei- lich war ihr und ihrem Gatten auch für lange Zeit die Luft vergangen, wieder ins Theater zu gehen... es hätte so schön sein können... wenn der Unglückshut nicht gewesen wäre!!

Glück im Unglück war nur, daß, wie sich später herausstellte, besagter Alexander Pech doch nicht Reinhold Bolders Vorgesetzter wurde, sondern an einem anderen Ministerium einen Posten erhielt.

Ein Pathenkind Napoleons.

Man hat vor Kurzem den Tod einer Frau gemeldet, die Goethe noch von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Jetzt ist in Frankreich, an der Schwelle des 90. Lebensjahres, eine Frau dahingeshieden, die von Napo- leon dem Ersten über die Taufe gehalten wurde und die die ersten Jahre ihrer Kindheit auf der Insel St. He- lena als eine kleine Gefährtin des gro- ßen Verbannenen zubrachte. Zu den Getreuen des entthronten Imperators gehörte auch der General Charles Tristan de Montholon, der nachher sein Testamentvollstrecker wurde. Die Gräfin Bertrand und die Gräfin Montholon waren die einzigen Frauen, die das Exil von Longwood mit dem Lichte ihrer Jugend und Auf- muth verließen. Leicht war ihre Auf- gabe nicht. Stundenlang mußten sie den Kaiser auf seinem Spaziergange durch seinen Garten begleiten, wo fünfzig Chinesen arbeiteten, und Abends mußten sie mit nie verminde- rer Andacht lauschen, wenn Napoleon ihnen ein Drama vorlas, eine Tra- gödie von Corneille oder Voltaire; und der Kaiser las ohne jede Beto- nung mit schlechter forschiger Aus- sprache. Es war in der Einförmigkeit dieses Zusammenlebens ein wichtiges Ereignis, als die Gräfin Montholon Mutter wurde. Der Kaiser über- nahm die Pathenschaft, und nach ihm erhielt das kleine Mädchen — Na- poleon Marie Helene Charlotte — den ersten Vornamen. Einen katholischen Pfarrer gab es in Longwood nicht. So wählte ein junger englischer Geistlicher die feierliche Handlung, wobei Napoleon als Gebärer, die Ge- neralin Bertrand als Gebäterin wirkte. An diesem Tage lud der Kai- ser, der sonst allein in seinem Zimmer häufig speiste, die ganze Taufge- sellschaft zu sich. Fünf Jahre lang war dieses Kind der Liebling seines kai- serlichen Pathen. Aber aus seinem weiteren Dasein ist nicht viel zu mel- den. Am 18. Juni 1816 geboren, heirathete Napoleone de Montholon 1837 einen Vicomte de Comodie de Regoncel, und nach dessen Tode schloß sie eine zweite Ehe mit einem Herrn de Rochon de la Bezauf. Sie selbst ist in keiner Weise je hervorge- treten; man hat von ihr nichts öffent- lich gewußt. Aber ihr Tod erweckt jetzt die Erinnerung daran, unter wel- chen eigenthümlichen, denkwürdigen Umständen sie geboren wurde.

Der gebissene Wagner.

Als Richard Wagner sich in Diebrid- am Rhein aufhielt, zog er sich durch seine bekannte Thierfreundschaft eine gefährliche Verletzung zu. Vor seinem Hause, links vom Garteneingang, stand eine Hütte, und an der Kette lag ein großer Hund, den der Hauseigen- thümer als „böös“ bezeichnet hatte; Wagner, bekanntlich ein großer Thier- freund, war der Meinung, durch liebe- volle Behandlung könne man auch das böösartigste Geschöpf zu einem un- gänglichlichen machen. In der That hatte er es bald dahin gebracht, daß der Hund bei seinem Anblick wedelte und es ruhig geschehen ließ, wenn er hin- ging und ihm den Kopf tätschelte.

Wagner wollte ihm an jenem heißen Julitag auch die Wohlthat eines er- quidenden Rheinbades zufließen lassen, hand den Hund los und führte ihn an der Kette durch den Garten bis an den Rhein. Je näher er dem Was- ser kam, desto widerwilliger wurde der Hund, und es ergriff ihn gewaltsam wei- terzogen, schnappte dieser nach seiner Hand. Nun ließ Wagner die Kette fahren — die Bestie hatte ihm der rechten Daumen durchgebissen! Als 1 der Arzt kam, gerieth Wagner in keine geringe Verwirrung, als der Doktor G. auf seine ängstliche Frage: „Wie lange wird es dauern, bis ich wieder schreiben kann?“ antwortete: „Bier bis sechs Wochen.“

Aus dem Gerichtssaal.

Vorherber: „Ihre Frau beslag sich über schlechte Behandlung!“

Angelagter: „Ich wüßte nicht —“

Vorherber: „So sollen Sie die letzten Jahre kein Wort mit ihr gewechselt haben!“

Angelagter: „Nur aus Höflichkeit.“

Ich wollte sie nicht unterbrechen!“

Schlau.

Erster Bettler: „Wie stellt Du es denn an, daß Du von den zwei geis- tigen Hausfrauen im ersten Stod im mer etwas bekommst?“

Zweiter Bettler: „Ich laute immer bei allen zwei zugleich an, da genire sie sich dann vor einander, bis nicht zu geben.“